

# 1. DER TURM

*Da sprach Jesus: Um zu richten, bin ich in diese Welt gekommen: Damit die nicht Sehenden sehen und die Sehenden blind werden. Einige Pharisäer, die bei ihm waren, hörten dies. Und sie fragten ihn: Sind etwa auch wir blind? (Joh 9,39-40)*

## *babette*

Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir uns nicht wirklich erklären können. Ich denke nicht, dass sich meine Eltern bewusst waren was sie taten, als sie mir den Namen der Heiligen Barbara gaben. Auf den ersten Blick war das auch nicht offensichtlich, denn meine frankophile Mutter nannte mich Babette und mir sollte erst Jahre später klarwerden, dass dies nicht nur eine französische Ableitung des Namens Barbara war, sondern auch, dass sich die Lebensgeschichte der Heiligen Barbara eng mit meiner eigenen Geschichte verknüpfen würde. War es also so, dass mich durch die Namensgebung ein bestimmtes Schicksal erwarten würde, oder bedeutete es, dass sich die Heilige Barbara als Schutzpatronin für ein ganz bestimmtes Thema erweisen sollte?

Als ich klein war, mochte ich den Namen nicht. Er schien mir falsch und fremd, denn es war mir manchmal, als ob ich im Grunde eine ganz andere wäre. Und doch war ich so, wie ich war. Ich war Babette. Tochter ihrer Eltern. Enkeltochter ihrer Großeltern. Aufgewachsen in der Stadt.

Wenn ich in den Spiegel schaute, blickte mir ein fröhliches Mädchen entgegen, dessen braune Haare weder gelockt noch glatt waren, sondern sich sehr willkürlich drehten und mir deshalb ein eher unstetes Aussehen verliehen. Die blauen Augen, mit denen ich mich selbst anschaute, schienen tiefer zu blicken, als das überhaupt möglich war. *Fischaugen* hätte ich, hatte mein Volksschulfreund immer gesagt und es ist mir bis heute nicht

klar, was er damit gemeint hatte. Meinte er, dass ich stumm wie ein Fisch war, weil ich so schüchtern war oder hatte er einfach nur ausdrücken wollen, dass meine Augen w a s s e r blau waren?

Ich war ein Kind mit speziellen Begabungen. Aber das wusste ich nicht. Ich hielt meine Talente für selbstverständlich, da sie ja einfach da waren. Ich hatte die Fähigkeit die Welt in einer Tiefe wahrzunehmen, die andere gar nicht interessierte. So konnte ich mich in den Anblick einer Mauer versenken. Ich schaute und schaute und schon nach wenigen Augenblicken wurden die Steine der Mauer lebendig und begannen ihre Erlebnisse preiszugeben. Sie erzählten Geschichten von Menschen. Die Steine entführten mich in die Gedanken der Kinder, die auf der Mauer gesessen hatten. Es waren Buben, die darüber nachdachten wie sie Mama oder Papa glücklich machen konnten oder Mädchen, die fieberhaft überlegten, ob grüne Socken wohl zu weißen Sandalen passten. Die Mauersteine erzählten Geschichten über Beziehungen, über Liebe und Tod, Freude und Leid. Ich sah das Liebespaar, das sich hinter der Mauer versteckt hatte. Ich konnte sie lachen hören. Und ich war tief berührt von der jungen Frau, die erschöpft ihren Kopf gegen die Mauer lehnte und überlegte, ob es nicht leichter wäre zu sterben.

Wie Alice aus dem Wunderland konnte ich in die Löcher der Mauer hineinkriechen. Und war ich erst einmal in einem Loch verschwunden, war es plötzlich nicht mehr klein und eng, sondern im Gegenteil, ich hatte das Gefühl in der richtigen Welt angekommen zu sein. Diese Phantasie-Steine-Mauer-Welt war für mich in manchen Momenten wirklicher als die echte Welt, weil sie schöner, weiter und spannender war, als die, die mein tagtägliches Leben umschrieb. Und sie war vor allem realer, als so mancher Erwachsener erahnen konnte. Sie war m e i n e Wirklichkeit.

Dass auch das reale Leben in subjektiver Wahrnehmung besteht, wurde mir erst in späteren Jahren bewusst. Damals waren die Geschichten, die mir die Mauer erzählte nicht fremde ir-reale Erzählungen, keine fliegenden Drachen, auch keine Märchen von Prinzessinnen und Prinzen, sondern ich bastelte Erlebtes, Gehörtes und Erfahrenes in meinem Kopf zu Erzählungen zusammen. Es waren banale Geschichten. Alltagsgeschichten. Sie halfen mir, meine Erlebnisse und Gedanken in Worte zu fassen, die auch ich letztendlich in die Mauer verpacken konnte. Dort waren sie nicht nur gut aufgehoben, sondern ich konnte sie mir jederzeit, wie einen Kinofilm, ansehen. Das Schöne an diesen Phantasiegeschichten war aber auch, dass ich ihnen ein Happy End verpassen konnte, was im realen Leben manchmal nicht möglich war.

Doch nicht nur Geschichten aus meiner unmittelbaren Gegenwart faszinierten mich, sondern ich konnte mich auch gut in vergangene Welten hineinfallen lassen. Ich machte Reisen im Kopf und fragte mich, was diejenigen d a m a l s wohl zur Welt h e u t e sagen würden. Wahrscheinlich würden sie sich vor den neuesten Entwicklungen fürchten. Sie würden Lautsprecher für Geister und Flugzeuge für böse Drachen halten. Was haben die Menschen damals gedacht und geglaubt, fragte ich mich. Wie wussten sie zwischen Vorstellung und Realität zu unterscheiden?

Besonders geprägt haben mich die Erlebnisse, die mein Großvater aus seiner Kindheit erzählte. Meist waren es lustige Erzählungen über Streiche, die sie als Buben in dem kleinen Dorf, in dem er aufgewachsen war, durchführten. Es waren Geschichten über seine Schulzeit. Ich denke einige dieser Erzählungen hat mein Großvater auch erfunden, als er merkte, wie gerne wir seinen Erinnerungen zuhörten.

Als ich älter war, sprach mein Großvater auch über den Krieg. Aber das waren sehr seltene Momente. Umso mehr sind sie mir im Gedächtnis geblieben. Ich denke, er wollte nicht wirk-

lich darüber reden. Er versuchte, seine Erlebnisse herunterzuspielen und erzählte im Grunde nur Harmloses. Doch die kleinen Alltagsgeschichten ließen mich das Erleben der Menschen spüren. Ich schlüpfte in die Personen seiner Erzählungen hinein. In meinem Kopf wurden seine Kriegserfahrungen lebendig.

Ich wurde zum Soldat, der an einem eiskalten Wintertag auf einem offenen Lastwagen von Klagenfurt nach Wien fuhr. Es war kalt. Sehr kalt. Der junge Mann hatte nur einen einzigen Gedanken, nämlich:

„Ich muss mich bewegen, damit ich nicht erfriere“. Und er stand auf und lief auf der Ladefläche des Lastwagens hin und her. Fünf ewige Stunden lang. Ich spürte wie mir die Kälte in die Glieder kroch und stand auf, um mich zu bewegen. Hin und her - auf knappen eineinhalb Metern - hin und her. Kniebeuge. Hin und her. Kniebeuge. Mein Kopf war leer. Ich konnte nichts Anderes mehr fühlen. Ich war der junge Mann, der sich selbst verbot zu denken und sich zwang, auf der Ladefläche des Lastwagens hin und her zu laufen. Nicht denken. Bewegen. Nicht hinterfragen. Bewegen. Nicht denken, wozu überhaupt dieser Krieg? Nicht denken, was sein wird. Bewegen. Eins. Zwei. Kniebeuge. Eins. Zwei. Kniebeuge. Zählen wie oft man hin und her gegangen ist. Und das Wichtigste: Nicht denken. Nicht hinterfragen. Weitermachen. Eine ganze Generation verbot sich das Denken. Nicht hinterfragen.

In meinen Gedanken war ich auf einmal viele Jahre später. Der gleiche Mann sitzt in einem schönen Wohnzimmer. Frau und Kind lachen ihm zu. Das ist es wofür ich gekämpft habe, denkt er sich. Dafür? Nicht hinterfragen. Der Krieg ist vorbei. Gott sei Dank. Nie wieder. Und der Soldat versucht die Kriegsbilder aus seinem Gedächtnis zu streichen.

Ich hingegen, versuchte mir alle Geschichten zu merken. Ich saugte sie richtiggehend auf. Die Bilder aus vergangenen Zeiten kamen mich besuchen. Ich mochte sie. Ich fand sie spannend.

Ich fragte mich, wie Menschen in früheren Zeiten gelebt hatten, was sie überleben ließ und was sie geprägt hatte.

Heutzutage war es ja wirklich einfach zu überleben. Es gab eine eigene Wohnung für jede Familie. Es gab ein gutes Sozialsystem. Keiner musste verhungern oder verdursten. Das war bei meinen Großeltern oder Ur-ur-urgroßeltern anders gewesen.

Auch im Mittelalter war das Leben sehr mühsam gewesen, wusste ich. Eine Burg oder auch ein Hof, wo alles reibungslos ablief, garantierte damals das Überleben. Diese Erkenntnis hatten mir die Märchen der Gebrüder Grimm vermittelt, die mein ganz persönliches Paradies waren. Ich träumte mit Aschenputtel um die Wette, wünschte mir lange Haare wie Rapunzel oder überlegte wer wohl glücklicher war: Schneeweißchen oder Rosenrot?

Eines war dabei besonders auffällig: Ich fand mich nie in der Rolle der Hauptperson wieder, nämlich der (unentdeckten) Prinzessin oder der glücklichen Maid, die vom Prinzen gerettet wurde. Ich schlüpfte meist in die Person des Küchenmädchens oder bestenfalls des Stallburschen und bekam dadurch eine ganz besondere Wichtigkeit. Es war eine Rolle, die sich dadurch auszeichnete, dass sie – wie die Magd im Stall – durch ihre Arbeitskraft unverzichtbar war. Wer würde die schmutzigen Töpfe putzen? Wer sorgte dafür, dass die Laken geflickt und genug Essen auf dem Tisch war. Diese Personen waren in ihren Tätigkeiten unverzichtbar.

Die Aufgaben einer Prinzessin erschienen mir hingegen entbehrlich. Da war es doch weit wichtiger die ungeliebten, mühsamen Arbeiten des Dienstpersonals zu verrichten. Ohne das Gesinde, ohne die kleinen, unzähligen, fleißigen Hände der Knechte und Mägde gab es kein funktionierendes Burgleben. Natürlich brauchte es eine königliche Familie. Ein König musste regieren und er musste sich darum kümmern, dass seine Burg nicht auseinanderfiel. Da hatte er eine Menge zu tun. Und dazu benötigte er vor allem Dienstpersonal und Soldaten, die die Burg verteidig-

ten. Eine Prinzessin schien mir aber in dem Zusammenhang weniger wichtig. Und wofür brauchte es einen Prinzen? Nun, ein Prinz musste irgendwann die Regierung übernehmen, aber wozu waren seine Brüder, seine Cousins, seine Onkels da? Es konnten schließlich nicht alle regieren.

Ich beschloss, dass ich auf keinen Fall Prinzessin werden wollte. Lieber eine Ritterin, oder noch besser eine liebevolle Magd im Dienst ihrer Herren. Ich wollte mich mit den wirklich wichtigen Dingen des Lebens beschäftigen: kochen, putzen, Kinder großziehen. In meinen Gedanken wurde ich ein unverzichtbarer Teil meines märchenhaften Dienstpersonals und damit auch gleichzeitig unentbehrlicher Teil der Dynastie. Ich war diejenige, die für das Aschenputtel und ihren Prinzen kochte. Ich war die Goldmarie aus Frau Holle (allerdings ohne Goldregen, denn ich wusste ja, dass es den Goldregen erst im Himmel gab). Ich war diejenige, die nachdem der Jäger das Rotkäppchen aus dem Bauch des bösen Wolfes befreit hatte, Steine holte um den Wolfsbauch damit zu füllen. Ich war diejenige, die das Stroh in die Kammer trug, das die Königin in der Rumpelstilzchen-Geschichte zu Gold spinnen musste. Ich putzte die Spindel, reparierte das Spinnrad und das Wichtigste: Ich war immer dabei. Ich war dabei, als der Prinz das Dornröschen küsste und ich war dabei, als das vergiftete Apfelstück aus dem Mund des Schneewittchens sprang. Ich war mitten im Geschehen. Mein Leben war aufregend. Ich wusste alles immer aus nächster Nähe und lernte daraus für mein Leben.

Genauso lebensnah waren mir die Erzählungen der Bibel. Sie berührten mich und lehrten mich das Leben in seiner Vielschichtigkeit wahrzunehmen. Manche Menschen betrachteten die Bibel als etwas Geheimnisvolles, Kompliziertes und vor allem Unberührbares. Aber das Gegenteil war der Fall. Ich fand die Bibel weder geheimnisvoll noch kompliziert. Sie faszinierte mich. Mehr noch, ich fühlte mich verstanden. In den biblischen

Geschichten begegnete ich Menschen, die mein Innerstes berührten. Sie waren in die kleinen und großen Herausforderungen des Lebens verstrickt. Es waren Menschen, die Gott begegnet waren und dann versuchten, all das Erfahrene mit eigenen Worten auszudrücken. Von Wundern war in den biblischen Erzählungen die Rede. Es waren Zaubermächte, die Hunger und Tod besiegten, wie bei der Witwe von Sarepta, bei der Elija bewirkte, dass das Mehl im Topf und das Öl im Krug nicht versiegte und darüber hinaus noch ihren Sohn zum Leben erweckte.<sup>1</sup>

Das hebräische Volk war in meinem Kopf eine eingeschworene Gemeinschaft, wie ich sie mir für das wahre Leben wünschte. Durch kriegerische Feinde bedroht, fürchteten die Israeliten immer wieder um ihr Leben und waren von Hungersnot oder Krankheiten bedroht. Aber die Geschichten hatten ein Happy End, denn im letzten Moment gab es immer einen überirdischen Helfer. Es war Jahwe, der sich in feindlicher Bedrohung als kriegerischer Gott, als himmlischer Beschützer oder auch nur als kongenialer Ideengeber zeigte und so seinem Volk böse Feinde zu besiegen half.

Die lebhaften Bilder meiner Phantasie, die von alten Zeiten erzählten, prägten meinen Zugang zu meinen Mitmenschen. Sie thematisierten zwischenmenschliche Konflikte oder zeigten das Entwicklungspotenzial von Außenseitern auf.

Besonders mochte ich deshalb auch Geschichten über Jesus. Wenn ich diese hörte, dann waren es nicht einfach Erzählungen, sondern die Figuren wurden lebendig und die Begebenheiten lustig und lehrreich. Jesus hatte runde, braune Augen, mit denen er die Menschen liebevoll anblickte und er hatte eine große Nase, die ihm etwas Seriöses verlieh. Natürlich trug er ein langes, weißes Gewand.

Ich erinnere mich noch gut an die Geschichte des *Zachäus*,<sup>2</sup> so wie i c h sie erlebte.

---

<sup>1</sup> Vgl. 1Kön 17,8-24

<sup>2</sup> Vgl. Lk 19,1-10

Nach einem langen Fußmarsch war Jesus in ein unscheinbares Dorf gekommen. Es war eine Ansiedlung aus kleinen Lehmhütten und viel Wüstensand mitten in Palästina. Eine Gruppe Menschen hatte sich neugierig auf dem staubigen Dorfplatz versammelt, wo Jesus in langem, weißem Gewand stand und predigte. Auch Zachäus wohnte dort. Er war etwas später hinzugekommen und fühlte sich von der kleinen Menge angezogen. Schon aus der Ferne hatte er Jesu Stimme gehört und war ihr gefolgt, denn dieser Mann hatte etwas an sich, das ihn begeisterte und innerlich glücklich machte. Zachäus hatte lange Locken und einen finsternen Blick. Sein Kittel war etwas zu groß, aber er war aus besserem Stoff gemacht. Kleidung war schließlich eine Prestige-Sache. Als er nun in die Nähe seines Hauses kam und sah, dass Jesus dort predigte, wurde er neugierig. Er kletterte auf einen Baum, um Jesus zu sehen.

Natürlich stand mir damals so eine Art riesiger *Christusdorn* vor den Augen. Das ist dieser stachelige Baum mit wenigen kleinen Blättern und roten Blüten, der das Fensterbrett meiner Großmutter zierte. Sie erklärte mir damals sehr stolz, dass dies die Pflanze sei, aus der einst die Dornenkrone Jesu gemacht wurde. Dass dieser kleine Strauch aus Madagaskar und nicht aus Israel stammte und erst im 19. Jahrhundert überhaupt woanders bekannt wurde, hinterfragte sie nicht. Es war auch egal. Es war die Dornenkrone, die es ihr angetan hatte.

Wie gesagt, in meiner Vorstellung kletterte also Zachäus auf diesen Christusdorn und stach sich Finger und Füße blutig. Aber er konnte Jesus sehen und Jesus sah Zachäus. Wie ein alter Kumpel winkte er Zachäus zu und dieser vergaß vor lauter Freude und Aufregung jeden Schmerz und begann hinunterzuklettern. In diesem Moment verfiel er sich mit seinen langen Haaren in den Zweigen des Baumes. Hilflös hing er für einen kurzen Augenblick an den Zweigen fest. Was sollte er tun? Fest an den Haaren reißen oder am Baum rütteln? An den Haaren zu



reißen schmerzte ziemlich, also riss er verzweifelt mit den Händen und voller Kraft die Zweige ab und sprang mit zerkratztem Gesicht und blutenden Händen auf den heißen Sand (Blasen auf den Füßen!) um in sein Haus zu laufen.

Das muss ein Bild gewesen sein. Zachäus war vollkommen blutig, verschwitzt und dreckverschmiert und hatte große Dornenzweige in seinen zerrupften Haaren. Jesus umarmte ihn und zerkratzte dabei ebenfalls seine Hände und sein Gesicht. Ich war sehr bewegt und berührt von der Geschichte und überwältigt von Emotionen, die mich wie heißes Badewasser einlullten. Zachäus war es egal, wie er aussah, ihn kümmerte nicht, ob die Dornen schmerzten oder nicht, er wusste nur eines: Er wurde von Jesus geliebt, so wie er war.

Meine Kindheit wurde also durch all diese Geschichten, die ich in meinem Kopf erlebte, geprägt. Sie blieben jedoch nicht in meinem Kopf wie ein Theaterstück oder ein Fernsehfilm, sondern ich versuchte danach zu handeln und sie lehrten mich den Umgang mit Menschen. Und sie brannten mir vor allem eine Gewissheit ein: Dass kein Mensch a l l e i n e überleben kann. Wir brauchten einander und wir brauchten Gott. Freunde und Familie zu haben bedeutete, sich gegenseitig unterstützen zu können. Es hieß, ein Netzwerk zu haben auf das man sich verlassen konnte.

Noch wichtiger war der himmlische Beistand. Mit Gott an der Spitze konnte gar nichts schiefgehen. Natürlich musste es der r i c h t i g e Gott sein, der, der die bösen Philister vertrieb, der von der römischen Besatzungsmacht befreien konnte und der, der uns in Krieg und Unheil zu Seite stand. Fazit: Wenn ich zum richtigen Volk gehörte, dann würde ich von Gott beschützt werden.

Ich mochte keinen Krieg. Die Erzählungen meines Großvaters hatten genug abschreckende Wirkung gehabt. Ich wollte in Frieden leben, so wie Jesus und Zachäus. Da war es eben notwendig, so gut wie möglich auch seine Feinde zu lieben. Mit Feinde meinte ich natürlich die aus meiner engeren Umgebung.

Das war der Nachbar, dem man nicht sympathisch war, oder der Cousin, der immer so dumme Kommentare schob oder auch die Tante, die immer so seltsam roch. Familie blieb Familie.

Aber da gab es trotzdem noch den Feind, der von außen kam und die Familie zerstören wollte, so wie die Philister oder die Assyrer, die die Israeliten aus ihrem Land vertreiben oder unterdrücken wollten. Es ging also darum, eine möglichst gute Gemeinschaft zu werden, eine gottgefällige Gemeinschaft, damit nicht nur wir uns selbst gut schützen konnten, sondern auch Gott seine schützende Hand über uns ausbreiten konnte. Er war auf unserer Seite, weil wir brav waren. Sündenlos. So wie es ihm gefiel. Gut zu den anderen. Bemüht um Nächstenliebe.

Ich lernte also von klein auf, dass es wichtig war, sich in eine Gesellschaft und vor allem in die vorgegebene Rolle einzufügen, denn nur eine gute Gesellschaft kann vor dem bösen Feind schützen. Eine Sippe konnte dann möglichst gut überleben, wenn jeder seinen Teil dazu beitrug. Arbeitsteilung hat schon vielen das Leben leichter gemacht. Da gab es die, die auf die Jagd gingen und die anderen die sich um Heim und Essen kümmerten. Da gab es die, die den Clan gegen den bösen Feind verteidigten oder diejenigen, die die notwendigen Gebrauchsgegenstände herstellten. Zu allen Zeiten war das schon so gewesen.

Ich hatte auf jeden Fall das Glück in eine gut funktionierende Großfamilie hineingeboren zu werden. Dachte ich jedenfalls. Hier war alles streng geregelt. Jeder hatte seine Aufgabe. Die Männer sorgten für Sicherheit und Geld und die Aufgabe der Frauen war es, alles so zu organisieren, dass Familie und Heim funktionierten. Ich mochte meine Familie. Sie beschützte mich. Und Gott, der Herr, schaute auf uns, denn es war alles genau so, wie er sich das wünschte.

### *die heilige dreifaltigkeit*

*Die Heilige Barbara lebte im 3. Jahrhundert in Nikomedien. Der Legende nach war sie eine sehr schöne und kluge junge*



Doch verliebt, jung und lebenshungrig strich ich diese Fragen und Zweifel aus meinem Herzen und es sollte noch Jahre dauern, bis mich sein Geheimnis einholen würde.

### *auserwählt*

Die Frage, die mir Lucien an jenem Samstag stellte, hätte sich so manche Frau wahrscheinlich romantischer gewünscht, bei Kerzenschein, einem guten Essen oder auch an einem besonderen Ort.

Es war ein regnerischer, düsterer Tag. Lucien kam eines Tages glücklich strahlend von einer seiner Geschäftsreisen zurück. Ohne lange Begrüßung oder Erklärung fragte er:

„Wann heiraten wir?“

Ich fiel aus allen Wolken. Es war eine Frage über die ich bis dato noch nicht konkret nachgedacht hatte.

„Wie kommst du denn darauf?“, fragte ich und musste ihn ziemlich überrascht angesehen haben.

„Möchtest du nicht?“, antwortete er sanft und fasste mich an den Schultern. „Den Segen von oben haben wir.“

„Den Segen von oben?“ Ich war irritiert. Was meinte er mit *Segen von oben*? Gott?

„Du meinst, du möchtest den Segen von oben?“, versuchte ich Lucien zu interpretieren. Lucien grinste rätselhaft.

„Nein, ich wollte damit nur sagen, dass es für Gott in Ordnung ist, dass wir heiraten.“

Das war typisch Lucien. Er kam manchmal mit so himmlischen Argumenten daher, die wohl eher s e i n e n Wünschen entsprachen, als einer Tatsache.

„Heiraten?“ fragte ich ins Leere, wie um mir selbst die Frage zu stellen. Ich war ein bisschen durcheinander.

„Ja“, sagte Lucien, „ich habe dich gefunden. Du bist meine Auserwählte. Ich möchte dich als Frau und Mutter meiner Kinder.“ Ich schmolz dahin. Was für eine Liebeserklärung! Nun, ich

hatte ja auch wirklich Glück, dass ein so attraktiver und erfolgreicher Mann gerade mich ausgewählt hatte. Er strahlte so glücklich als er das sagte, dass mein Herz ganz weich wurde. Ich konnte nichts mehr denken. Ich hatte das große Los gezogen. Er hatte mich berufen seine Frau zu werden.

Er hatte mich auserwählt.

Wir heirateten.

Lucien begann unser Leben genau zu planen. Manchmal waren seine Wünsche etwas seltsam. Er wusste, in welcher Farbe die Wände gestrichen werden sollten und wie wir beten sollten. An regelmäßiges Gebet gewöhnt und von einem strengen Vater erzogen, stellte ich diese Dinge nicht in Frage, sondern war glücklich, dass ich einen entscheidungsfreudigen und selbstbewussten Mann hatte. In seiner Gegenwart war es einfach, sich fallen zu lassen. Lucien sagte was wann zu tun war, und ich machte begeistert mit.

Es dauerte nicht lange und ich wurde schwanger. Lucien freute sich riesig.

„Ich hoffe es wird ein Mädchen sagte er“. Mädchen? Ich wunderte mich. Das passte so gar nicht zu ihm. Mir kam vor, dass er doch gerne einen Sohn gehabt hätte.

„Du möchtest wirklich ein Mädchen?“, fragte ich und runzelte die Stirn.

„Ja“, antwortete er schmeichelnd, „wenn es so wird wie du, ist doch alles wunderbar. Ich brauche keinen Sohn, ich bin ja kein Patriarchat.“ Ich musste innerlich lachen. Er wollte also eine ihm dienende Lebenswelt. Wortwörtlich *Patriarchat*, statt Patriarch, sagte er. Aber ich war so gerührt, dass ich das Kompliment gerne annahm.

Es wurde ein Bub. Lucien war der stolzeste Vater, den man sich vorstellen kann. Auch der Großvater rannte mit selbsternannter Wichtigkeit herum.

„Der Bub sieht mir ähnlich“, erzählte er jedem, „wie aus dem Gesicht geschnitten“.

Da waren sie nun, die zwei Patriarchen-Väter, die ich nie haben wollte. Ich sah das damals nicht so. Ich war auch stolz. Auf meine Männer. Lucien war zufrieden und betonte immer, dass wir sehr viel himmlischen Segen hätten. Ja, es war von oben so bestimmt und gewollt. Unsere Familie und mit ihr ein katholisches Leben, das war doch ein wirklich wichtiges Projekt, betonte er. Dann wurde ich wieder schwanger. Diesmal war es ein Mädchen. Und dann kam wieder ein Bub.

Unser Leben floss dahin. Ich fühlte mich aufgehoben. Trotzdem wurde ich mit jedem Tag ein bisschen unruhiger. Ich hatte das Gefühl, dass es nicht wirklich mein Leben war, sondern dass ich zunehmend Luciens Wünsche erfüllte. Manchmal hätte ich gern mit ihm getauscht. Ich hätte gerne eine Arbeit außer Haus angenommen. Aber Lucien hatte seine eigene Idealvorstellung bezüglich der Rollenverteilung in einer Familie und hatte seine Tricks mir das so mitzuteilen, dass ich dahinschmolz und wusste: ich war die wichtigste Person in seinem Leben und unentbehrlich für die Familie.

Stand ein unangenehmer Abendtermin ins Haus, wie etwa ein langweiliger Elternabend, wusste Lucien mich gekonnt zu überreden.

„Babette, könntest du heute gehen?“, bezirzte er mich und schaute mich mit seinen großen, braunen Augen an. „Du hast einen besseren Überblick und du kannst das so gut“, säuselte Lucien. „Ich bin ja für Kinder nicht so geeignet. Frauen können das besser. Du stellst immer so gekonnt die richtigen Fragen...“ Und schon schluckte ich meinen Einwand, der mir auf der Zunge lag, hinunter und ignorierte meine Müdigkeit.

Lucien lobte mich oft. Wie gut ich mit den Kindern konnte oder wie liebevoll ich doch war. Er schwärmte, wie viel Geduld ich doch hätte, und dass ich Wärme in die Familie brächte. Ich freute mich über das Lob und strengte mich doppelt an, auch wenn meine Geduld oft am Ende war, oder ich die von mir ausgehende Warmherzigkeit manchmal als anstrengend empfand.



Dieses Gefühl des Allein-mit-Gott-sein-könnens sollte sich auch später immer wieder bei mir einstellen. Auch dann, wenn ich in einer Kirche voll mit realen Menschen war, so voll, dass sich die Menschen, die in den Bankreihen wie aufgefädelt saßen, an den Schultern berührten. Besonders dann hatte ich das Gefühl mit Gott alleine sein zu dürfen. Von diesem Tag an, kam ich immer öfter zur kleinen Kirche.

Und dann kam der Tag, der alles veränderte. Es war der Tag, an dem ich der Heiligen Barbara begegnete.

### *die heilige barbara*

Es war der 4. Dezember. Mein Namenstag, den ich bis dahin nicht als solchen wahrgenommen hatte, sollte ein besonderer Tag werden.

Schon am Morgen hatte ich das Bedürfnis verspürt, wenigstens für ein paar Minuten in die Kirche zu huschen. Es war ein warmer Dezember. Schnee war noch lange keiner in Sicht und man hatte den Eindruck, dass es eher ein sonniger Herbsttag, als ein Tag im Advent war. Die Sonne kitzelte auf meiner Nase, als ich den Weg zur Kirche hinaufsprang und erfüllte mich mit guter Laune. Ich wurde richtiggehend übermütig und war in diesem Augenblick mit meinem Leben zufrieden. Selbstkritisch fragte ich mich, warum ich so skeptisch gegenüber Luciens Glauben geworden war. Es war seine Art sein Leben zu leben. Sollte doch jeder nach seiner Fassung selig werden, dachte ich. Den einen war ihr Glaube wichtig und den anderen die Natur. Ich musste über Umweltverschmutzung nachdenken und fragte mich, ob ich mich nicht besser wirklich wichtigen Themen in dieser Welt zuwenden sollte, der Entwicklungspolitik oder der Friedensbewegung. Ich könnte für Greenpeace die Welt umsegeln und Möwen vor dem sicheren Erdöltod retten. Da könnte ich etwas wirklich Gutes tun.

Fröhlich ließ ich meinen Gedanken freien Lauf und mein alter Wunsch - Priesterin zu werden - stieg in mir hoch. Das wäre



etwas wirklich Wichtiges, war ich mir sicher. Ich sah mich mit Jesus neben der Kirche auf dem Hügel stehen, tröstete Kranke und erzählte Verzweifelten vom Paradies. Ich musste lachen.

„Ja ja Babette, du Weltverbesserin“, sagte ich zu mir selbst, „du hast immer schon etwas Märtyrerhaftes in dir gehabt. Du strebst gleich nach dem Himmel.“ Ich begann leise ein Kirchenlied vor mich hin zu singen. *Im Himmel und auf Erden, auf jedem Ort der Welt, beten wir Jesus im heiligsten Sakrament an...*, sumgte ich und musste an eine Babette denken, die über der Welt schwebte. So wie auf den Bildern Marc Chagalls hatte sie eine blassblaue Stola locker um den Hals geschlungen und versprühte Weihwasser aus einer violetten Gießkanne über die Welt. Die Tropfen, die die Herzen der Menschen trafen, zauberten ein Lächeln auf deren Gesichter.

Ich tauchte in die dunkle Kirche ein. Am rechten Seitenaltar stand die Statue der Heiligen Barbara. Ich dachte, dass sie ziemlich wertvoll sein musste. Ich verstand nicht so viel von Kunst, aber die Art, wie ihr Gesicht geschnitzt war verriet, dass die Statue aus dem Mittelalter stammte. Sie hatte ein blaugrünes Kleid an, das sich kunstvoll um ihren Körper schmiegte und trug einen weißen Umhang, der von blumig geformten, goldenen Schnallen gehalten wurde. Sogar ein prächtiger goldbestickter Gürtel war um die Taille drapiert und gab der Gestalt etwas Feines, Nobles und gleichzeitig Reales. Langes, dunkles Haar fiel Barbara in Wellen bis zu den Schultern und man konnte die Spitzen feiner Schuhe, die wohl einst einmal auch goldfarben gewesen waren, erkennen. Ob der Künstler der damaligen Zeit Barbara bewusst ohne Haube dargestellt hatte, da sie ja noch Jungfrau gewesen war, oder ob es ihm einfach so gefallen hatte, wusste ich nicht. So wie sie dastand mit ihrem blaugrünen Kleid und den offenen Haaren strahlte sie etwas Natürliches, ja Selbstverständliches aus.

Ich hatte mich nie für die Geschichte der Heiligen Barbara interessiert. Ich wusste nur, dass Barbara zu den *Nothelfern* gehörte. Tante Maria hatte mit leuchtenden Augen von den vierzehn Heiligen erzählt, die immer dann zur Stelle wären, wenn man sie brauchte.

„Gleich Vierzehn, die auf uns aufpassen“, hatte sie gesagt und gelacht. Ich blickte zur Statue hinauf. Auf dem Altar gab es drei Frauen, Katharina, Margaretha und eben Barbara, die freundlich wohlwollend auf mich herab lächelten. Ich freute mich über diese drei, waren doch die anderen neun Nothelfer alle männlich.

Ich sah mich um. In der Kirche gab es noch jeweils ein Bild des Heiligen Pantaleon und des Heiligen Blasius. In einer Mauernische entdeckte ich die Statue des Heiligen Georg. Draußen an der Kirchenmauer, das wusste ich, fand sich ein Fresko des heiligen Christophorus. Nun, dann gab es also die Hälfte der Vierzehn Nothelfer in dieser Kirche. War das nur die halbe Kraft oder die Siebenfache? Ich entschied mich kurzerhand für die siebenfache Power.

Die Heilige Barbara auf dem Seitenaltar hatte einen Turm in der Hand. Es war ein kleiner Turm, den sie mit einer Leichtigkeit auf ihrer Hand balancierte. Ich wunderte mich. Schließlich war es damals ein schwerer, großer Turm gewesen, in den sie eingeschlossen war. Ich versuchte mich an ihre Geschichte zu erinnern. Ihr eigener Vater hatte sie eingesperrt, weil sie Christin bleiben wollte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man vom eigenen Vater eingesperrt und getötet wurde. Was war denn das für ein Vater? Seine eigene Tochter zur Märtyrerin zu machen. So eine grausame Geschichte.

In Gedanken sah ich den Turm vor mir. Eine sehr lebendige Barbara in blaugrünem Kleid und mit langen, dunklen Haaren stand an einem Turmfenster und blickte sehnsüchtig hinaus. In diesem Moment fiel mir ein, dass ich ja auch Barbara hieß und

fühlte eine unsichtbare Verbindung wie eine Gänsehaut meine Arme hinaufkriechen. Ich schüttelte mich.

„Ich möchte nie, nie in einem Turm eingesperrt sein“, murmelte ich. „Die arme Barbara. Gott sei Dank, bin ich nicht eingesperrt. Ich bin frei.“

„Du bist nicht frei“, hallte eine feine, sanfte Stimme durch den Kirchenraum. Ich schreckte hoch und schaute mich um. Die Kirche war leer. Keiner war da. Mich fröstelte und gleichzeitig fühlte ich eine lang vergessene Geborgenheit.

„Wer ist da?“, fragte ich in den Kirchenraum hinein und erschrak vom Klang meiner eigenen Stimme, die im Raum widerhallte. Was wäre, wenn mich jemand hören konnte? Man würde denken ich sei jetzt vollkommen verrückt geworden und führe Selbstgespräche.

„Ich bin es, die Heilige Barbara“, hörte ich wieder die feine Stimme „Du bist eingesperrt. Du bist nicht frei. Du bist im Turm.“

„Turm? Wieso?“ Ich schaute mich um und blickte dann auf die kleine Statue am Flügelaltar. Sie schien sich zu bewegen und ich rieb mir die Augen. Einen Augenblick lang war ich versucht aus der Kirche zu laufen, um daheim eine kalte Dusche zu nehmen. Das konnte doch nicht wahr sein! Die Statue redete mit mir! Ich fasste allen Mut zusammen und trat einen Schritt näher zum Altar. Da überkam mich eine wohlige Wärme. Barbara sprach mit mir. Ich sah ihren liebevollen Blick, der sich wie eine weiche, wollene Decke über mein unruhiges Herz legte.

„D u bist nicht frei“, wiederholte Barbara, „aber i c h. Schau, ich bin nicht im Turm. Ich halte ihn in der Hand.“

Stimmt, dachte ich bei mir.

„Warum...ist...dein Turm so klein?“ fragte ich, und dachte im gleichen Augenblick was das doch für eine dumme Frage war. Natürlich war der Turm klein. Es war ja eine Holzstatue der Hei-

ligen Barbara und kein Abbild des Turmes der Barbara von Nikomedien. Aber Barbara fand die Frage gar nicht dumm. Sie lächelte.

„Ja, eigentlich konnte ich damals nicht aus meinem Turm heraus. Mit dem Körper. Aber ich war frei. Denn meine Gedanken waren frei. Meine Gedanken haben den Turm klein gemacht.“

Die Gedanken? Die Heilige Barbara sprach in Rätseln. Doch die Statue sagte nichts mehr und die Abendsonne tauchte den Altar in ein mattes Licht. Die kleine Holzfigur blickte mit ihren aufgemalten Augen in die Kirche, als ob nichts gewesen wäre. Alles war still.

Als ich langsam nach Hause ging, dachte ich es wäre alles ein Traum gewesen. Eine Statue die reden konnte, war mehr Fiktion als Realität. Und doch hatte sie zu mir gesprochen. Ein Glücksgefühl stieg in mir auf. Da war plötzlich jemand, an den ich mich wenden konnte. Und dieser jemand war nicht irgendwer, sondern die Heilige Barbara!

Und schon bald würde ich Barbara um Hilfe bitten.

### *ruth und die sünde*

Der Auslöser, um der kleinen Regenbogenkirche einen neuerlichen Besuch abzustatten, war ein Erlebnis, das mein rosa-bebrilltes Streben nach Moral relativierte, da es meine kirchlich-katholischen Vorschriften zur Umsetzung eines tugendhaften Lebens in Frage stellte.

Es ging um meine Freundin Ruth. Ich kannte Ruth noch vom Studium und auch wenn unser Kontakt nicht sehr intensiv war, hatten wir doch eine Freundschaft entwickelt, die uns, selten aber doch, zusammenführte. Wir konnten leidlich gut reden, vor allem deswegen, weil uns die Theologie und die Liebe zur Kirche verbanden. So fanden wir immer Themen, über die wir uns gerne austauschten. Jetzt im Nachhinein denke ich, dass Lucien die Freundschaft in besonderer Weise förderte. Ruth stand ihm zu